

Komm, hol Dir Chili und Salz
Gabriela Riveros
in der Übersetzung von Maria Bamberg

SCHWESTER: Mariana haben wir nicht wiedergesehen. Im Gedächtnis bleibt mir nun das Abbild ihres Gesichts; es begleitet mich wie ein Traum, der sich im täglichen Leben eingenistet hat. Ich schließe die Augen und atme die Sehnsucht ein, die mich für Augenblicke wie Schwindel überfällt, wie Angst, mich in mein Inneres zu verlieren, nicht die zu sein, die jetzt gerade schreibt. Ab und zu werde ich noch ihres Blickes gewahr; dann verflüchtigt er sich in das ferne Getöse der Autos und Fußgänger. Ich höre nochmals Papas und Mamas Schluchzen; eine Art Lähmung überkommt mich, wenn ich mich an die Zeit erinnere, als wir beisammen saßen und über ihre Abwesenheit nachgrübelten. Wir versanken in eine Erschöpfung, die uns den Lärm des Tages nicht mehr wahrnehmen ließ, wenn er bei seiner beschwerlichen Jagd auf die Nacht trifft. Wir brüteten über Marianas Tagebuch, das Foto, auf dem sie mit den blauen Schühchen und Papas Hut zu sehen ist, mit ihren alten Grimassen, die jetzt in unseren Tränen schwimmen. Manchmal glaube ich, daß die Eltern mit der Zeit ihren Kummer begraben haben und nun eine Erinnerung pflegen, die sich verwandelt hat durch das Wiederholen all der Geschichten, die sie den Verwandten erzählt haben.

MARIANA:

14. Oktober, 1990

Wieder diese Anfälle von Schlaflosigkeit. Und in der kurzen Zeit, in der ich schlafe, habe ich eine Vielzahl sonderbarer Träume, die mich nicht ausruhen lassen. Ich träumte von einem Mann, der wie ein Indio aussah. Zwei riesige Augen, ganz dicht an meinen Lidern - ich wollte sie aufschlagen, aber der Mann summete Gesänge, die mich in eine andere Welt versinken ließen. Im Traum war ich ganz sicher, daß sein Atem, der nach Peyote roch, mich einschläferte. Ich ließ mich treiben von eintönigen Litaneien. Der Mann war von Kopf bis Fuß tätowiert. Ich besah mir die Zeichnungen auf seiner Haut und war überrascht, meinen Namen auf seinen Rippen geschrieben zu finden. Ich wollte laufen, konnte das aber nur, wenn ich mich im Kreis bewegte. Der Indio sah mich mit Hexenaugen an. Ich fühlte, wie meine Beine immer schwerer wurden, ich konnte mich nur noch schleppend fortbewegen. Der Indio kam langsam auf mich zu, streckte die Arme aus und berührte meine Stirn, während ich unter seinem Blick erzitterte. Später kam jemand und nahm mich bei der Hand. Es war Marta, die Hausangestellte, die wir vor vielen Jahren hatten; sie sagte:

MARTA: Komm, hol Chili und Salz.

Ich war erleichtert, verstand nicht den Sinn der Worte, aber ich war nun nicht mehr allein. Ich fragte sie, wohin wir gingen; aber sie wiederholte nur 'Komm, hol Chili und Salz'. Sie brachte mich zu einem lodernnden Feuer. Eine Anzahl Männer war darum versammelt, sie waren ebenso tätowiert wie der Indio, den ich vorher gesehen hatte. Sie kamen aus verschiedenen Gegenden. Das Gesicht

verhüllten sie zum Teil mit ihren langen Haaren. Sie taten, als sähen sie mich nicht und setzten sich im Kreis um das Feuer. Dann kam ein alter Mann, der ein Muschelhorn blies, einige stöhnten. Ich sah, wie der Mond auf ihren Zähnen blitzte, wie die Augen funkelten, in denen irgendein Gott Onyxstücke vergessen hatte.

Der Alte begann zu erzählen und so verging die ganze Nacht. Anfangs versuchte ich zu verstehen, in welcher Sprache er redete, aber dann wurde ich von der feuchten Haut dieser Männer abgelenkt, auf der sich die Schatten, die aus dem Feuer sprangen, spiegelten und sich zwischen den Tätowierungen schlängelten. Die Hitze brannte auf meinen Wimpern und auf meinem Körper. Das Seltsamste war, daß ich nach und nach die Geschichten zu verstehen begann, die der Mann erzählte. Er sprach vom Ursprung der Welt, von den Heldentaten der Krieger, von dem Kommen eines besonderen Wesens, er erzählte von Sonne und Erde, von Mächten und Privilegien ... So saßen sie die ganze Nacht, ohne sich zu rühren, und hörten ihm zu, mit starrem Blick und die Hände auf die Schenkel gestützt. In jener Nacht spürte ich den Wunsch, die Welt zu durchstreifen, von Sternen geleitet und von einem Gott, der das Universum schafft, ebenso wie seine Menschen. Während der Greis die Lippen bewegte, schlief ich ein.

SCHWESTER: Nach dem Verschwinden meiner Schwester füllte sich das Haus mit Klatschweibern und kurzsichtigen Wissenschaftlern. Die Berichte in den Zeitungen machten einen ganzen Fortsetzungsroman für die Bewohner von Monterrey daraus: Alle möglichen Leute waren plötzlich "mit uns verwandt". In den Tagen kam auch der Nachtwächter unserer Nachbarn, Don Chucho, den ich seit meiner Kindheit kenne.

DON CHUCHO: Also schauen Sie mal, Blondchen, ich will Ihren Eltern ja keinen Schrecken einjagen, könn' sich ja vorstellen, wo die jetzt so traurig sind, mögen sie keine Hexengeschichten hören. Aber mir kommt das so vor, als ob mit alledem, was Ihrer Schwester so passiert ist, diese Frau was zu tun hat, die bei Ihnen vor Jahren gearbeitet hat. Ich hab sie gesehen, Mädchen, mit diesen meinen Augen, die nun alt geworden sind. Sie waren noch ganz klein, und ich erinnere mich, daß die Ihnen Angst einjagte mit ihren Geschichten, Ihnen und auch den Kindern von meiner Señora Paty. Diese Alte hatte einen ganz sonderbaren Blick, ihr Gesicht war genau wie das von einer India, die in der Gegend rumschlich, wo ich als Junge gelebt habe; die Frau war eine Hexe, wie die Leute sagten, niemand wußte, wo die herkam. Gucken Sie mal, Kind, Sie brauchen nicht glauben, ich erzähl Ihnen Lügengeschichten, ich sag Ihnen bloß, was ich weiß, denn mir macht keiner was vor, diese Alte ist wegen der Niña Mariana wiedergekommen. Und wenn Sie der nicht gehorcht haben, ich denke, Sie verstehen mich, wenn die Ihnen was befahl, dann schrie sie Sie an, aber ganz eklig: "Ihr werdet schon sehen, wenn ihr mir nicht gehorcht, dann freß ich euch!" Na, ich will Ihn'ja keine Angst einjagen, Niña, aber diese Angewohnheit, kleine Kinder zu fressen, so haben wenigstens die Leute erzählt, die kam von den Indios von früher, von so verwilderten, die hier rumstreiften bei den Ranchos.

SCHWESTER: Bei Mariana fing es mit Alpträumen an. Die ersten Male schluchzte sie im Schlaf, sie redete... sagte irgendetwas von einem Vogel. Ich sah, wie sie die Arme bewegte, die Finger wie Krallen streckte; ich ging zu ihr ans Bett, um sie aufzuwecken. Dann zuckte sie zusammen und schlug die Augen auf. Danach lag sie ruhig, mit halbgeschlossenen Lidern, und versuchte, Ordnung in ihre Träume zu bringen, die sie später in ein Tagebuch eintrug, das sie von da ab führte.

MARIANA:

25. Oktober, 1991

Mir ist so, als ob ich noch ein zweites Leben in mir hätte; nach und nach entdecke ich Spuren, nehme wieder Verbindungen zu einer anderen Geschichte auf. In den letzten beiden Nächten habe ich das Gesicht jenes Indios gesehen, von dem ich vor etwa einem Jahr träumte.

Wenn es mir gelingt einzuschlafen, fühle ich mich gefangen in einer düsteren Welt, die immer enger wird; ich möchte mich bewegen, aber es reicht nur zu einem Schaudern. Und dann sehe ich wieder die Augen des Indio und versuche vergeblich, jener Welt zu entkommen. Übelkeit vor seinen Tätowierungen und dem Geruch nach Essig mit Salz steigt in mir hoch.

Später fliege ich über graubraune Ebenen; der Wind streichelt meinen Körper. Das Funkeln der Sonne, die auf die Sandwüste strahlt, dringt mir in die Augen und blendet mich zuweilen. Ich fliege immerzu, bis ich Gemurmel von Gebeten und Litaneien vernehme. Ich möchte ihre Bedeutung entschlüsseln, aber das lähmt meine Arme, meinen ganzen Körper. Ich kann mich nicht mehr in der Luft halten, Schwindel erfaßt mich und eine Blindheit, bei der die Landschaft stehenzubleiben scheint, ich falle. Ich rolle durch den Himmel. Ich bin allein; unter dem Gesang der Grillen und der kupferfarbig herausziehenden Nacht löse ich mich auf. Ich habe Angst, nur der Traum dieser Indianer zu sein.

SCHWESTER: Sagen Sie mir alles, was Sie über jene Frau wissen, Don Chucho; erzählen Sie, warum Sie glauben, daß sie eine Hexe war.

DON CHUCHO: Ach, Kind, na also: schon ein paar Tage, bevor sie bei Ihnen zu Hause um Arbeit bat, war da plötzlich eine Eule in der Esche vor der Garage, und da saß die nun den ganzen Tag und guckte Sie alle an, mit ihren gelben Augen, und sie kreischte auch ganz gräßlich. Ich kann Ihnen bloß sagen, Ihre Mama holte den Besen raus und verjagte sie, und Sie könnens mir glauben oder nicht, am nächsten Tag war diese India da. Man mag ja nicht an solche Sachen glauben und noch dazu heutzutage, aber na, Sie wissen ja, wie die Leute aus den Ranchos sind, ich bin ja da geboren, und da glaubt man doch an solche Sachen. Grade jetzt sagt man, daß es immer noch Hexen gibt. Solche Frauen verwandeln sich in Eulen, andere sagen, in Truthähne. Na ja, also wenn irgendwer eine Eule sieht, dann betet man die Zwölf Weltwahrheiten und macht Knoten in die Schnur. Sie müssen jetzt nicht denken, ich erzähl Ihnen Lügengeschichten, denn sehn Sie mal, so reden die Leute aus meinem

Dorf, ich erzähl Ihnen das bloß, weil für mich die Alte damals das war so eine. Also gut, wenn die Zwölf Wahrheiten gebetet werden, wenn einer sie kennt - denn Sie müssen nicht glauben, daß alle das können - dann fällt die Eule herunter, man fängt sie, und dann, fast immer, verwandelt sie sich in eine Frau, die bettelt, man solle sie doch loslassen, sie würde schon niemandem mehr was zuleide tun.

SCHWESTER: Während der letzten Zeit, in der Mariana noch bei uns war, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein; sie ging sogar nicht mehr zur Universität. Sie veränderte sich, wurde mager und grüblerisch. Meistens war sie damit beschäftigt, ihre Träume aufzuschreiben, wobei sie in Anfällen von bleiernem Halbschlaf versank, die wochenlang anhielten. Sie trug immer nur dasselbe Nachthemd, sah aus wie ein Gespenst aus Haut und Knochen, das durchs Haus wanderte und versuchte, Rätsel zu ergründen. Meine Eltern wandten, sich um Hilfe an Ärzte, Priester, Psychologen ... aber alle zogen sich zurück, zuckten die Achseln und gaben kluge Sprüche von sich. Sie konnten ohne Schwierigkeit mit Mariana reden, die niemals Symptome von Geisteskrankheit zeigte. Wenn jemand sich mit ihr unterhielt, hatte man den Eindruck, sie sei diejenige, die Ratschläge gab; sie saß ruhig da, die Hände gefaltet, ungekämmt, mit bleichem Gesicht. Ihrem Verstand nach paßte kein einziges der Symptome auf sie, denen man sie zuordnen wollte. Eher schien es, als ob Mariana sich gezwungen sah, von einem Tag auf den anderen zu reifen und sich deshalb nur damit beschäftigte, vergraben im Staub von Büchern und Träumen. Was sich verändert hatte an ihr, war ihre Erscheinung; manchmal kam es mir vor, als ob Mariana gar nicht mehr existierte, und daß die ausgemergelte Frau dort gar nicht mit mir verwandt sein konnte.

MARIANA:

17. März, 1992

Im Traum zog ich meine Füße nach, meine Füße eines kleinen Mädchens; ich bin ein Teil der Erde und habe teil an ihr. Muschelhörner und Flöten nehmen mich bei der Hand, die alte Magd schüttet sich aus vor Lachen, ich dagegen bin erst drei Jahre alt. Warum muß ich wieder ein kleines Mädchen sein? Es macht mich so müde, durch den Staub zu gehen, den Feuertanz dieses endlosen Tanzes zu riechen; aber sie haben es so gewollt.

Ich tanze, um der Sonne bei ihrer Schlacht zu helfen, die sie bei Nacht gegen ihre Schwestern, die Sterne des Südens, schlagen muß; sie siegt dank unserer Hilfe und der der gefallenen Krieger; sie besiegt ihre Schwestern, um am nächsten Tage wieder aufzugehen. Wir müssen diese Ordnung einhalten, denn so haben die Großväter und Großmütter sie überliefert.

Manchmal übernehme ich es auch, dem alten Indio Chili und Salz zu bringen, dem mit dem Muschelhorn, damit er weiter Geschichten erzählt, damit seine Ahnen dort oben ihm Weisheit verleihen.

Die duftenden Mezquiteschoten hängen immer tiefer von den Bäumen herunter, bis in die Flammen, und dort rösten ihre Knochen.

Außerdem bin ich beim Bau des Stausees behilflich. Die Männer und Frauen bringen mich zu einem Sandhaufen; Marta geht immer mit mir. . .

MARTA: 'Hab keine Angst, du wirst nie sterben; du wirst eingemauert bleiben, denn der Herr, den die Nahrung gibt, will es so; und nur, wenn der Damm in Gefahr ist zu brechen, sollst du schreien. . .

Der alte Indio gibt mir Peyote, und er reibt meine Brust mit Chili und Salz ein. Er macht meinen Körper unempfindlich, sein Gesicht vervielfältigt sich, und das Geschrei der Leute betäubt mich. Ich versuche, aus meinem Körper herauszukommen und entdecke zu meiner Überraschung, daß ich in eine Wand eingemauert bin, die immer höher wächst. Die ganze Ebene ist zu Kristall geworden bei ihrem langsamen Sterben unter der Sonne. Ich will schreien, aber meine ausgetrocknete Kehle gehorcht mir nicht. Die Indios bauen weiter an den Mauern des Dammes, auf meinem Körper; sie kümmern sich nicht um die Überreste des verstümmelten kleinen Mädchens. Ich sehe mich, wie ausgeblutet ich bin, aber ich fühle keine Schmerzen. Die Erde verstummt, während ich mit dem Sand und den Ziegeln verschmelze; das Letzte, was ich sehe, ist diese Mittagssonne, die Alles nach und nach auslöscht, bis es ins Leere fällt. Mein Verstand beginnt zu kreisen, ich weiß nicht, ob ich Mariana bin oder ein totes Kind, das für den Bau des Stausees geopfert wurde. Wer bin ich nun? Die Hoffnung eines Volkes? Der Traum meines Todes? Welches Todes ... ?

MARTA: Die kleine Mariana ist tot... Baut die Mauer auf ihrem Körper... sie wird wissen, wann sie weinen muß, um uns vor der Zerstörung des Dammes zu warnen...

SCHWESTER: Don Chucho hat mir einiges über die Gewohnheiten der Indios erzählt, die es hier in Nuevo León gab. In dieser Stadt, die von Juden gegründet war und von einer Mischbevölkerung bewohnt wird, die modern ist - wie alles in ihr - redet niemand über Indios. Aber nun saßen wir, Don Chucho und ich, und dachten über die Geschichten nach, die ihm seine Großeltern irgendwann erzählt hatten. Bei diesem Knäuel von Überlieferungen spüre ich, daß Mariana mir nahe ist. Manchmal überrasche ich mich dabei, ihre traurig verhangenen Augen mit Mythen in Beziehung zu bringen, die so tiefe Wurzeln haben, daß man sie gar nicht wahrnimmt.

DON CHUCHO: Sehn Sie mal, ich sag Ihnen bloß, diese Stadt tut so, als wäre sie eine Industriestadt, so richtig wie eine in der Ersten Welt, aber dann auf einmal vergessen die Leute, daß es gerade mal erst vierzig Jahre her ist, daß ein Haufen Leute vom Lande nach Monterrey gezogen ist; das hat uns einen Mischmasch von Leuten gebracht, so daß man kaum noch weiß, wer die Nachbarn von einem sind - Da wo ich wohne, in den Siedlungen, da gibts plötzlich Hexen, die laufen über die Dächer, die heulen ganz unheimlich. Stellen Sie sich vor, meiner Nachbarin haben sie einen Sohn umgebracht. Eines Tages soll da eine Eule angefliegen sein, dann haben sie die Zwölf Weltwahrheiten gebetet, die Knoten gemacht, und das Biest fiel herunter. Sie wolltens gleich totmachen, aber vorher hat meine Nachbarin ihm noch eine Feder ausgerissen, und plötzlich hat die

sich in eine Frau verwandelt. Eine Frau ohne Ohr, könn' Sie glauben? ... Die war bestimmt 'ne Hexe, sie verfluchte meine Nachbarin, weil sie ihr ein Ohr ausgerissen hätte, und dann hat sie ihr einen Sohn umgebracht. Weiß der Himmel, für was sie den wollte, die sollen ja auch Menschen fressen. Diese Hexen ruft man manchmal, indem man um Chili bittet, was meinen Sie dazu? Der Chili-Pfeffer hat so irgendwie eine Kraft, vielleicht, weil er so feurig ist, man benutzt ihn ja auch als Medizin. Die Leute sagen, Hexen spuken so herum und holen sich Chile und Salz, manchmal auch Peyote. Für die Indios, die es hier gab, war nämlich auch der Peyote heilig, und in den Ranchos hier in der Gegend gibt es noch welche, die direkt von diesen Indios abstammen. Ich glaub, daher vermischen sie die Zauberei mit denselben alten Gebräuchen von früher. Und dann kommen solche Leute hier in die Stadt. Mir kommts so vor... so etwa... wie soll ich sagen... also als ob diese Stadt noch einen Indianer in ihrem Bauch versteckt hätte.

SCHWESTER: Mariana verbrachte fast ihre ganze Zeit damit, Familienbilder anzuschauen und in ihrem Tagebuch zu schreiben. Eines Tages rief sie mich:

MARIANA: Sieh mal, ich weiß, daß diese ganze Situation für dich und für die Eltern sehr schwierig gewesen ist; für mich auch, das stimmt, aber du siehst ja, man gewöhnt sich an alles... Ich hab von ihnen weiter geträumt, ich hab so das Gefühl, daß ich nicht mehr lange hier sein werde...

SCHWESTER: Ach Mariana, hör auf! An so was darfst du gar nicht denken; meinetwegen kannst du von diesen Indios träumen; ein Ding sind deine Vorahnungen und ein anderes ist die Realität. Alles wird wieder normal werden. Du wirst schon sehen.

MARIANA: Da sei nicht so sicher ... Also wie auch immer, ich möchte dir die Bücher schenken, die mir der Großvater gegeben hat. Ich möchte, daß du sie behältst.

SCHWESTER: Mariana, was soll ich damit. Schenk mir nicht deine Sachen so als wolltest du dich verabschieden. Paß auf, vielleicht brauchst du einfach Ferien, weg von zuhause, wir könnten diesen Sommer ans Meer fahren, du sollst sehen, wie gut dir das tut. Ja, schau mal...

MARIANA: Mir gehts gut, mach dir keine Sorgen. Ich glaube nicht, daß man jetzt noch etwas tun kann. Das hat alles schon vor zwei Jahren angefangen.

SCHWESTER: Ich bekam die Bücher, auch den Eltern gab sie Dinge aus ihrem Besitz. Damals war sie als Einzige im Haus ruhig und fröhlich. Die Haare waren ihr jetzt fast bis zum Gürtel gewachsen, und sie war magerer als je zuvor. Eines Nachts hatte auch ich einen Traum: Ich schlug die Augen auf und sah Marta, die auf meinem Bett saß und mein Gesicht streichelte.

MARTA: Deine Schwester wird nun bald gehen ... Ich werde sie mitnehmen, wenn wieder Vollmond ist. Sie hat eine Pflicht zu erfüllen, die ihr vor vielen Jahren auferlegt wurde ... Von ihr hängt die Zukunft meines Volkes ab.

SCHWESTER: Ich erwachte und fand bis zum Morgengrauen keinen Schlaf mehr. Am nächsten Tag ging die Sonne sehr früh auf. Die Erscheinung der vergangenen Nacht verursachte mir Stiche in den Schläfen. Der Tag verging rasch. Am Nachmittag glühte der Himmel, während die Sonne sich hinter dem Huasteca-Hügel verbarg. Die Felsen und Klüfte sandten ein letztes Flehen zu den grauen Wolken hinauf. Ihr lila Widerschein erlosch am Himmel, als die Dämmerung niedersank. Eine bleiche Nacht zog herauf, die der Schein des Mondes überflutete. Ich las in meinem Zimmer, als ich von einem Vogel aufgeschreckt wurde. In der Esche vor meinem Fenster sah ich die Eule. Sie hatte Marianas Augen. Ich sprang auf, rannte durchs Haus und suchte irgendjemanden, aber ich war allein ... in meinem Kopf tönte ein Geraune von Stimmen, ungewohnte Antworten auf tausend Fragen, die auf mich einstürmten. Ich kam zu Marianas Zimmer und horchte meinen Schritten nach, als ob deren Klang meine Vorahnungen übertönen könnte. Mit Trommeln hinter der Stirn und Eulenaugen in der Kehle klopfte ich an die Tür. Aber meine Schwester gab keine Antwort mehr. Ich riß die Tür auf. Im Zimmer hing der Geruch der Wüste, der betäubende Duft der Mezquiteschoten, auch die heißen Wände schienen davon imprägniert. Das Fenster stand offen; draußen heulte die Eule. Sie beobachtete mich mit ihrem gelben Blick, mit Marianas Augen, während ich Wandschrank, Kommoden und Schreibtisch aufriß... Ach, Mariana, tu uns doch das nicht an... Sie fing an zu kreischen; das Krächzen hallte in meinem Kopf wider, dazwischen erriet ich den Spruch von früher:

MARTA: Komm, hol dir Chili und Salz!... Weg mit dir, du Biest... du weißt etwas von ihr ...

Die Eule drehte ihren Kopf einmal ganz herum und kreischte weiter.

MARTA: Sag mir doch, wo Marita ist...Komm und hol dir Chili und Salz!..

Schluchzend setzte ich mich ans Fenster. Mein Blick fiel auf den Vogel im Baum.
Mariana haben wir nicht wieder gesehen.